

schöpf, scherzte und neckte gern und sang den ganzen Tag lustige Schnadahüpfel bei fleißiger Arbeit.

Eines Abends hielt es Franz nicht länger aus. In dem Wäldchen, wo sich die Jugend des Dorfes nach beendeter Tagewerk und Abendbrot zusammenfand zu Gesang und fröhlichen Spielen, suchte er sie auf, sagte sich ein Herz und rebete sie an.

„Leni“, sagte er, „möcht'st nicht so gut sein und einmal abseits geh'n mit mir?“ Lenis hübsches Gesicht färbte sich gluthroth. „Wozu?“ fragte sie und stellte sich verwundert, die lose Dirne, wiewohl sie das ganz genau wußte. Aber sie hatte ein mitleidiges Herz und der Franz, der sie aus so treuherzigen, traurigen Augen ansah, that ihr leid. Deshalb ging sie doch mit.

Was er ihr vertraute in dieser heimlichen Viertelstunde, hörte nur der Mond, welcher voll und klar am Himmel stand, und das Heimchen, das dicht dabei im grünen Laub zirpte. Aber was sie ihm geantwortet hat, das hat des Rosenbauers Kathi, das neugierigste und schalteste Mädchen im Dorfe, glücklich erlauscht, denn die Weiden waren da dem Gespielenkreis schon wieder nahe gekommen und die Kathi hatte sich eigens zu dem Zwecke, das Pärchen zu behorchen, etwas weiter in den Wald begeben. „Ich mag nicht, Franz!“ rief die Leni mit einer Festigkeit, über die sie selbst erstaunte und die nur eine Folge der stürmischen Beharrlichkeit war, mit welcher der Bursche in sie drang. „Ich nicht und mein Vater auch nicht. Gut! Nacht!“ Mit diesen Worten verließ sie ihn.

Am nächsten Morgen erzählten es sich sämtliche Dorfbewohner von Haus zu Haus, was die Leni dem Mühlenfranz auf seinen Antrag erwidert hatte. Die Rosenbauers Kathi hatte es ja gehört, und die behielt nichts für sich. Der Erste, welcher die wichtige Mär aus ihrem Munde empfing — beiläufig bemerkt, noch am selben Abend, denn hätte die Kathi das Geheimniß über Nacht behalten sollen, es hätte ihr das Herz abgedrückt — war Lenis Vater, der alte Bergsbauer, welcher gar erfreut über den Ausgang schmunzelte und glossirte. „Recht so, Mädel,“ sagte der alte Geldproy zu seiner Tochter, als sie gleich darauf in die Stube trat, indem er ihr mit seiner harten und schwierigen Hand über die schönen blonden Zöpfe fuhr, „recht so, daß Du den Mosjs Unverschämtheit so hast abblitzen lassen. Der spekulirt nur auf Dein Geld, nicht auf Dein Herz. Gut, daß er nicht zuerst zu mir kam, ich hätte ihn die Treppe hinabgeworfen. Des Bergsbauers Leni soll einen ihr ebenbürtigen Mann haben!“

Die schmutze Maid erwiderte kein Wort hierauf, ging in ihr Kämmerlein und weinte. Warum? Sie war doch nicht so recht mit sich zufrieden, obgleich sie fest davon überzeugt war, daß sie den Franz nicht leiden konnte.

Und dieser selbst? — O, wenn die Leni ihn in demselben Augenblicke hätte sehen können, wie er gleichfalls zu Hause in seiner Kammer lag und die Kissen neigte mit seinen Thränen! Sicherlich würde sie noch viel mehr mit sich unzufrieden gewesen sein.

Die schöne Jahreszeit verschwand, ehe man sich ihrer recht bewußt geworden. Den Landleuten ist der Sommer keine Zeit der Erholung und des Vergnügens wie uns Städtern — er wird ihnen zu einer Periode harter und angestrengter Arbeit im Schweiße ihres Angesichts draußen auf dem Felde.

Genug, er nahm Abschied, und plötzlich war es Winter und die Wälder und Felder waren lahl und eine weiße, glitzernde Schneedecke breitete sich aus über die Fluren.

Es war Nacht; die alte Thurmuhre ließ 12 Schläge hören und die Glocken begannen feierlich zu läuten.

Der erste Tag des neuen Jahres brach an. In des Bergsbauers traulicher Gesindestube saßen mehrere junge Mädchen des Dorfes und steckten die Köpfe zusammen am knisternden Herdfeuer.

„Jetzt bist Du an der Reihe, Leni“, sagte Amalie, die pausbäckige Jüngste des Kirchmüllers, und reichte der Freundin einen blechernen Löffel, den sie soeben dem Feuer entnommen hatte und den die Leni hastig ergriff.

Der Löffel barg eine dampfende, zischende Masse geschmolzenen Bleis, auf dem Tisch stand eine Schüssel mit Wasser, in welche die Leni mit zitternder Hand seinen Inhalt hineinschüttete.

Die kalte Flüssigkeit zischte und brodelte hoch auf — neugierig senkten sich die Augen der jungen Achemistinnen in die Schüssel.

Ein Moment tiefsten Stillschweigens — dann lautes Aufjauchzen und Auslachen, das kein Ende nehmen wollte.

„Das ist lustig!“ riefen die Mädchen wie aus einem Munde.

Die Leni war erst feuerroth, dann todtbleich geworden.

„Das ist der Mühlenfranz, wie er leidet und lebt!“ rief die Kathi, eine wunderfame Figur, die sich gebildet hatte, aus der Schüssel herausnehmend.

„Es ist nicht wahr!“ rief die Leni in den tollen Lärm hinein, knirschte mit den kleinen Zähnen und wußte nicht, ob sie lachen oder weinen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Bermischte Nachrichten.

— Die Sicherheit der Eisenbahnzüge hängt zur Zeit nicht am Wenigsten von der richtigen Bedienung und sicheren Funktionierung der „Blocksignale“ ab. Die zweispurigen Bahnen sind, wie wohl Jeder, der auf solchen gefahren ist, bemerkt haben wird, in sogen. „Block“ d. h. Strecken von 500 bis 1000 Meter Länge getheilt. Zu jedem Block gehören zwei Signale, welche durch horizontale Stellung oder bei Nacht durch rothes, bez. grünes Licht den Block für einen kommenden Zug sperren oder ihm Vorsicht empfehlen. Das obere Signal (rothe Lampe) zeigt sich, wenn sich auf dem zugehörigen Block ein Zug befindet, das untere (grüne Lampe), wenn ein solcher auf dem nächstfolgenden Block steht oder fährt. Die Signale werden von hochgelegenen Signalhäuschen aus gestellt. Die Arbeit des betreffenden Beamten gehört namentlich auf einer viel befahrenen Strecke zu den anstrengendsten und verantwortlichsten Thätigkeiten, die es giebt. Die meisten Eisenbahnunfälle der Neuzeit sind auf Versehen bei der Signalstellung zurückzuführen. Es ist daher begreiflich, daß man seit langer Zeit sich bemüht, zuverlässige automatische Blocksignale zu erfinden. Diese schwere Aufgabe hat, wie es scheint, die Westinghouse-Gesellschaft in Pittsburg, der wir schon die beste durchgehende Bremse verdanken, gelöst. Nach dem System derselben blockiren sich die Züge selbst. Sobald die Lokomotive einen Bahnabschnitt betritt, setzt sie auf elektrischem Weg einen Luftdruckapparat in Bewegung, der die Bahn hinter dem Zug durch das betreffende Signal verperrt, nachdem eine andere elektrische Leitung die betretene Strecke geöffnet hatte, falls diese frei war.

— Halle. Eine Schlacht im wahren Sinne des Wortes, wenn auch im Kleinen, tobte Sonntag vor. Borte früh in Freybergs Garten, in welchem Lokale der Verein „Vergißmeinnicht“ eine Ballfestlichkeit abhielt. Dieselbe war eben gegen 2 Uhr zu Ende, als einige Mitglieder wegen einer Frauensperson in Streit geriethen, dem bald Thätlichkeiten folgten. Es bildeten sich schnell Parteien und es entstand nimmehr ein furchtbarer Kampf. Die Kaffeetassen und erreichbaren Biergläser dienten als Wurfgeschosse, als Hiebwerkzeuge dienten Stühle, Stöcke, Schirme, auch das Messer wurde als Stichwaffe hervorgezogen, so drang man unaufhaltsam auf einander ein. Dazwischen wurden sogar einige Revolvergeschosse abgefeuert, wo dieselben hergekommen, ist noch nicht aufgeklärt. Schrecklich wüthete der Kampf, das Blut floß in Strömen, mit lautem Getöse drängte man aus dem Saal in den Garten und auf die Straße. Hier setzte sich der verzweifelte Kampf, alle Anwohner aus dem Schlafe weckend, fort, bis schließlich Polizei herbeikam und einschritt. Die Verwundungen waren so arg, daß 20 Personen erheblich verletzt sofort klinische Hilfe in Anspruch nehmen mußten.

— Frankfurt a. D. Der Bau der Eisenbahnbrücke über die Oder bei Alt-Rüditz ist z. B. der größte Brückenbau Deutschlands; in ihrer Länge übertrifft die zu erbauende Brücke die Eisenbahnbrücke über die Weichsel bei Dirschau, trotzdem diese 837 Meter mißt. Die neue Brücke setzt sich zusammen aus einer Strombrücke und einer Flußbrücke, worauf sich 19 Brückenpfeiler vertheilen: davon sind für die eigentliche Stromüberbrückung 3, für die Ueberbrückung des Vorlandes 16 Pfeiler vorgesehen. Direkt im Strom kommen nur 2 Pfeiler zu stehen. Die Entfernung vom jenseitigen Ufer bis zum ersten Pfeiler beträgt 60 Meter, zum nächsten Pfeiler ebenso viel, zum nächsten Ufer desgleichen, sodann beginnt die Spannweite zwischen den einzelnen Pfeilern nachzulassen, indem dieselben in einer Entfernung von je circa 40 Metern aufgestellt werden.

— Wie man auf den afrikanischen Goldfeldern lebt. Diese Frage ist wie folgt zu beantworten: Recht gut, aber so theuer wie nirgends. Johannesburg, die kaum dreijährige Goldstadt der südafrikanischen Republik und die größte, reichste und bedeutendste des ganzen schwarzen Erdtheils, bietet allen Komfort und Luxus. Die einstöckigen Häuser, meist völlig aus geripptem Eisenblech konstruirt und mit Segeltuch gedeckt, sind lustig und bequem und machen mit ihren breiten, ringsum laufenden Verandas einen ganz wohnlichen Eindruck. Die Miethe aber beträgt für ein solches aus vier Zimmern bestehendes Haus jährlich 7200 M. Ein afrikanischer „Zimmerherr“ zahlt durchschnittlich 300 M. im Monat. Bereits sind 400 Wirthshäuser in der Stadt, obwohl die Flasche Bier 4 M. kostet. Eine Semmel kommt auf 25 Pf., ein Pfund Butter auf 7 M. 60 Pf., Zucker 1 M., Mehl 1 M. 20 Pf., Grüge 1 M. 90 Pf., Kartoffeln 1 M. 20 Pf. zu stehen. Am billigsten ist Fleisch zu 90 Pf. bis 1 M. Dagegen kann man keine Staupe Salat unter 1 M. 20 Pf. haben und muß für einen Kohlkopf mindestens 2 M. 60 Pf. zahlen. Eier bekommt man das Duzend von 4 M. 60 Pf. und frische Milch das Quart um 2 M. Diese ungeheuren Preise sind erklärlich, weil fast Alles auf zehn- bis zwölfspännigen Wagen 500 km weit durch eine dürre Sandwüste herbeigeschleppt werden muß. Dennoch lebt man in Hülle und Fülle.

Bäder und Rüche sind die gesuchtesten Personen und erhalten jeden Lohn, den sie verlangen. Auch die übrigen Arbeiter stehen sich glänzend und ein Schreiner z. B. verdient 250 M. die Woche. Trotz dieser hohen Einnahme wird wenig gespart. Man ist so leichtlebzig als freigebig und der Pfarrer fand letzte Weihnachten im Opferstod seiner eisernen Kirche nicht weniger als 10,000 M. Der Zuzug nach den neuentdeckten Goldfeldern steigt fortwährend und Tausende strömen herzu, doch ist das Klima keineswegs gesund. Johannesburg giebt allein 60 Aerzten Beschäftigung.

— Das Austrocknen der Wohnräume. Die Frage, wann ist der Raum einer Wohnung trocken genug, um dieselbe bewohnen zu können, ist eine der wichtigsten mit, denn Jedermann weiß, daß das Wohnen in nassen Räumen sehr nachtheilig für die Gesundheit ist. Wird diese Frage dem Tapezierer vorgelegt behufs des Anlegens von Tapeten, so frage man einfach etwas Kalk von den Wänden und begieße denselben mit Essig. Braust der Essig auf, so ist das Zimmer trocken, braust der Essig nicht auf, so wird, nicht etwa durch das Anlegen der Tapete, wohl aber durch etwaiges Bewohnen, sich Nässe an den Wänden zeigen, die vorher nicht vermuthet wird, da die Wand ganz trocken erscheint. Und das geht so zu: Der Kalk, der zur Mörtelbereitung benutzt wird, enthält chemische Bestandtheile, welche an und für sich wasserhaltig sind. Diese Nässe kann nur durch längere Einwirkung von Wärme und Luft vertrieben werden. Man betrachte z. B. ein Stückchen Soda; dasselbe ist außen vollständig trocken, enthält innen jedoch ebenfalls chemische Wasserbestandtheile, welche bei Einwirkung von Säuren selbstthätig hervortreten. Genau so verhält es sich mit dem noch nicht ganz trocken gewordenen Kalk, wenn die Kohlsäure, welche jeder Mensch ausathmet, in Verbindung mit dem nicht genügend trocknen Kalk tritt, die Nässe tritt dann hervor. Dieser Umwandlungsprozeß dauert so lange, bis sich auf den Wänden eine hinreichend starke Schicht kohlsaurer Kalk, der im gewöhnlichen Leben als Kreide bekannt ist, gebildet hat. Die Wände sind so lange feucht, und erst, wenn jene Schicht sich gebildet hat, ist ein Zimmer wirklich trocken. Es folgt daraus, so schreibt die in dieser Frage kompetenten Tapeten-Bez., nun die Neuanwendung, neugebaute Zimmer event. nicht gleich zu tapezieren, weil die Tapete nie durchlässig genug ist, sondern die Wände zuerst mit einer Wasser- bezw. Leimfarbe zu streichen. Am besten ist es natürlich, wenn man die Zimmer so lange unbenutzt läßt, bis die chemische Austrocknung vollzogen ist. Beschleunigt wird diese durch das Aufstellen von Kohlkörben und Kohlenbeden, die mit glühendem Koks bezw. Kohlen gefüllt sind, in den geschlossenen Zimmern. Selbstverständlich dürfen sich dann keine Menschen in den Räumen aufhalten. Durch Heizen der Ofen wird die chemische Austrocknung jedoch nicht beschleunigt, das wollen wir ausdrücklich hervorheben.

— Die Kornblume in Frankreich. Die populärste „Saisonblume“, die zur Zeit in Paris und in ganz Frankreich mit wahren Entzücken zur Modenkönigin erhoben worden ist, ist die bescheidene — Kornblume. Irgend ein spekulativer Gärtner hat es verstanden, die sonst kaum beachtete Blume in alle Knopflöcher, auf alle Gürtel zu zaubern. Wohin man kommt, überall erblickt man den sympathischen Chantenstrauch. Nur die Wenigsten mögen es jenseits der Vogesen wissen, daß es sich um die Liebingsblume Kaiser Wilhelms I. handelt.

— Ein seltsames Mittel zur Heilung von Eifersucht hat die Frau eines Seilermeisters in Wien gegen ihren Gatten angewendet. Letzterer hatte einem Angehörigen geklagt, daß seine junge Frau ihm Grund zur Eifersucht gebe. Die Frau hatte hiervon erfahren und nun — ihren Gatten wegen Ehrenbeleidigung, begangen durch fälschlichen Vorwurf des Treubruchs, verklagt. Ueber diese gewiß höchst ungewöhnliche Klage wurde nun vor dem Bezirksgericht verhandelt. Der Richter gab seinem Erstaunen über diesen Stoffall unverhohlenen Ausdruck. Die junge Frau erklärte hierauf, daß sie mit ihrer Klage nur bezwecke, ihre Unschuld zu beweisen. In der That trat sie erst, nachdem Zeugen vernommen worden waren, und ihr Gatte erklärt hatte, von seiner Eifersucht nunmehr geheilt zu sein, von der Klage zurück, worauf der Angeklagte freigesprochen wurde.

— Gebelberg (Westfalen). Des Sängers Flucht. Eine tragikomische Unterbrechung fand vor einigen Tagen eine Morgenseier, welche ein hiesiger Gesangverein in Aussicht genommen hatte. Derselbe hatte eben auf einer Wiese in der Nähe von Meiningshausen Aufstellung genommen und das Lied angestimmt: „Das ist der Tag des Herrn“, als plötzlich aus geringer Entfernung ein Stier wild brüllend mit gefenkten Hörnern auf die Sängerschaar herangestürzt kam. Den Störrenfried sehen und austreten, war für die Sänger, welche gerade an der Stelle: „Ich bin allein auf weiter Flur“, angekommen waren, das Werk eines Augenblicks. Hei, wie ging's da über Hecken und Bäume, und der Stier hinterdrein, bis er das Feld gesäubert hatte und allein auf weiter Flur stand. Nachdem die Sänger sich endlich aus allen Himmelsrichtungen wieder zusammen-